

Gert Levy

"Keine Jeck ist illejal, ever jede Jeck is anners!"¹

Ansätze gestaltpädagogischer Beratungsarbeit mit Migranten und Flüchtlingen mit dem Schwerpunkt der Identitätsfindung von Entwurzelten



¹ Kein Narr ist illegal, aber jeder Narr ist anders (Rheinischer Dialekt)

Gert Levy

"Keine Jeck es illejal, äver jede Jeck es anners!"¹

Ansätze gestaltpädagogischer Beratungsarbeit mit Migranten und Flüchtlingen mit dem Schwerpunkt der Identitätsfindung von Entwurzelten

Gliederung

Lebensgeschichtlicher Bezug zum Thema
Beratungsarbeit mit gestaltpädagogischen Methoden
Zum Setting. Das du und das Ich
Eingrenzung und Zentrierung
Resumee
Expertengespräche
Fallbeispiele
Reza: "Angst essen Seele auf"
Ali: Vom Guerillero zum argentinischen Tangotänzer
Juan: Das Mama-Mia-Syndrom
Abschließende und weiterführende Gedanken

Lebensgeschichtlicher Bezug zum Thema

Geboren wurde ich 1953 in der Pfalz der Nachkriegszeit als "Franzosenkind": Mein Vater war französischer Besatzungssoldat, meine Mutter ist Deutsche. Dies war in der deutschen Nachkriegsrealität eine nicht gerade einfache Konstellation. Darüberhinaus war ich durch meinen Nachnamen sofort als von jüdischer Herkunft erkennbar. Dies hatte nicht nur zu dieser Zeit eine segregierende Wirkung. Als Kind verspürte ich lediglich ein permanentes Unbehagen, das ich mir nur durch mein "jüdisch Sein", also einem irgendwie "anders Sein" erklären konnte. In einer solchen Umwelt war es manchmal schwer, keine Mimikri, keine Verleugnung der jüdischen Herkunft zu üben, meine Wurzeln also nicht zu leugnen. Mit neun Jahren zog ich mit meinen Eltern nach Brüssel/ Belgien. Dort war ich dann Deutscher, Jude und Sohn eines Vertreters der Linken und gewerkschaftlichen Tendenz, und das in der Gründerzeit der EWG, der "Adenauerzeit", insofern also wieder mehrfach exponiert und segregiert. Ich lebte in Israel und war dort aufgrund meines Passes "deutscher Jude", der in Belgien lebt. Dort arbeitete ich mit Israelis marokkanischer und irakischer Herkunft, mit denen ich anfangs Französisch sprach, weil sich diese Sprache als gemeinsames Kommunikationsmittel so anbot. Auf dem Hintergrund meiner humanistischen Haltung, die im Widerspruch stand zum Vorgehen der Regierung gegenüber der palästinensischen Bevölkerung, gab es für mich damals keine Identifikationsmöglichkeiten mit dem "mainstream"-Lebensgefühl und -Denken im Land. Ich zog nach Berlin, weil in meiner subjektiven Wahrnehmung diese Stadt zwar eine Stadt in Deutschland, aber zur damaligen Zeit so "undeutsch" wie keine andere Stadt in diesem Lande war. Dort war ich der Belgier, auf alle Fälle der "Französisch-besser-als-Deutsch-Schreibende-und-aus-Belgien-Kommende". Später war ich dann in zunehmendem Maße der "Jude" in der Berliner Linken. Ich lebte und arbeitete zwischendurch in Frankreich und war aufgrund meines belgischen Akzentes "der Belgier". Ich arbeitete in Madagaskar und war dort als "Vasa", als

¹ Kein Narr ist illegal, aber jeder Narr ist anders (rheinischer Dialekt): Karnevalsmotto der Kölner Flüchtlingskampagne "Kein Mensch ist illegal"

Weißer, weithin erkennbar. Ich sprach dort französisch, ohne ganz einer der auf Grund der Kolonialzeit häufig gehaßten Franzosen zu sein. In den späten Sechzigern fuhr ich manchmal mit gleichaltrigen Freunden in die Tanzschuppen Aachens, und weil es sich zu Zeiten von "Je t'aime, moi non plus" besser machte, Franzose zu sein, um junge Frauenherzen zu erobern, legten wir uns einen französischen Akzent in unserem ansonsten guten Deutsch zu. Die Fähigkeit zur Mimikri hatte also Vorteile. Auch dies war eine Botschaft meiner jüdischen Geschichte und Wurzeln. Der Antisemitismus und die daraus resultierende ständige Vertreibung haben starke kulturelle Merkmale hinterlassen, die sowohl Kraft zur Assimilation bedeuten, als auch zur Selbstbehauptung. Nach über zwanzig Jahren Hauptwohnsitz in Berlin wurde ich in Folge meines Umzugs nach Köln in NRW zum "Berliner". Dies sowohl wegen meines Akzents als auch meiner manchmal etwas ungehobelten und ruppigen Art. Die Frage nach dem "Was bin ich, und woher komme ich? Wo finde ich meine Wurzeln?" war mir also schon lange bekannt, und die Gefahr der Zerissenheit hierdurch vertraut. So bestand in der Klientenarbeit zu einem solchen Thema oft die Gefahr des "Konfluierens" und somit "Trittbrettfahrens". Gerade diese Nähe als Vorkenntnis bewußt gemacht, gab mir aber auch die Kraft und Intuition, Kommunikation mit meinen Klienten herzustellen. Gad Granach, ein Israelischer Schriftsteller schrieb: "Ich weiß nicht, warum Menschen immer ihre Identität suchen müssen. Mir haben sie gesagt, wie ich heiße, das hat mir vollkommen gereicht". Für mich war und ist es allerdings ein langer Weg bis zu diesem "Gottvertrauen". Und so ganz nebenbei bemerkt: Ich arbeite seit nunmehr über zwanzig Jahren mit "Nichtseßhaften-" und Obdachlosen. Das kann kein Zufall sein.

Beratungsarbeit mit gestaltpädagogischen Methoden

Ich war bei der Erarbeitung dieser Thematik mit einer von mir ausgewählten Klientengruppe beratend und durch die Wahl der Gesprächs- und Beratungstechniken und -Methoden gestaltpädagogisch tätig. Das Setting wurde durch den Rahmen des Arbeitsprozesses, in dem ich tätig bin, und durch frei akquirierte Klienten in meinem eigenen privaten Büro bestimmt. In der Beratung nutzte ich unterschiedliche Techniken (siehe Kapitel: "Setting").

Ich arbeitete mit zwei Flüchtlingen, die zur Entwurzelung gezwungen wurden, und mit einem Migranten, der diesem Zwang nur indirekt und nicht vollständig unterlag. Alle drei Klienten leben seit längerem in Deutschland. Ergänzend zur Arbeit mit den Klienten habe ich vor allem zur Erforschung des soziologischen Feldes und der Ansätze anderer Kolleg/innen, die mit vergleichbaren Fallproblematiken arbeiten, Interviews im Rahmen von themenzentrierten Expertengesprächen geführt (siehe Expertengespräche).

Es erwies sich für mich im Verlauf der Arbeit als adäquat, im Beratungsprozeß nach der Herstellung des "Kontaktes" und dessen Stabilisierung durch das "reine Gespräch" einige der gestaltpädagogischen Methoden einzusetzen, die ich während der Ausbildung gelernt hatte. Die Anwendung dieser Interventionsmittel verstärkte in allen Fällen wiederum den "Kontakt". Ich nutzte darüberhinaus systemische Ansätze bei der Erstellung von Genogrammen, bioenergetische bei Atemübungen, "NLP"-Übungen beim "Reframing". Dies geschah stets in klarer Absprache mit allen jeweils Beteiligten. Über den Einsatz der Mittel und Wege beriet ich mich mit meinen Lehrtherapeuten, meiner Supervisorin und meiner Peer-Gruppe. Hauptausschlaggebend war aber mein eigener Eindruck vom Stand des persönlichen Prozesses des jeweiligen Klienten und meiner jeweiligen Disponibilität. Hierbei lernte ich, meine Intuition weiter zu schärfen, sie in ihrer Wertigkeit zu relativieren, ihr insgesamt vertrauen zu können. Der Annäherungsprozeß an die Klientenarbeit vollzog sich immer über eine Beratung und durch eine zum Teil ganz praktische Unterstützung bei der Bewältigung von - scheinbar - reinen Alltagsproblemen. Dies ging bis hin zu einer Vermittlung von anderen Ansprechpartner/innen bei der Lösung von von z. B. sehr spezifischen juristischen Fragestellungen. Die Ermöglichung von Kommunikation war

immer das Ziel und zugleich der Kern des Geschehens und der Auslöser des Dambruches, der Energien wieder fließen ließ und so Veränderung ermöglichte.

Zum "Setting". Das Du und das Ich.

Bemerkenswert war für mich, im Laufe der Erarbeitung festzustellen, daß ich beim Sammeln der Impulse, Erfahrungen und Informationen zu diesem Thema in eine relative Chaotik geriet, bis hin zu dem Tiefpunkt, an dem es mir noch nicht einmal mehr möglich war, meine Arbeitsergebnisse zu präsentieren. Im Bemühen, dieses Phänomen in den Griff zu bekommen, halfen mir die Erkenntnisse der systemischen Analyse: Ich begriff, daß ich natürlich auch genau der Energie unterliege, die sich im Leben meiner Klienten an so vielen Orten angesammelt und aufgestaut hat. Letztendlich war dies für mich der stärkste Indikator für ein Konfluieren meinerseits. Die Auseinandersetzung hierüber fand heftigen Niederschlag in meiner Lehrtherapie. Es gelang mir, dieses Phänomen in Kraft, Disponibilität und Empathie umzusetzen. Die von mir beratenen Klienten unterlagen alle einer stark ausgeprägten Sammelleidenschaft und dem Drang zur Anhäufung von Akten und Unterlagen, von Erinnerungsstücken aus "dieser und jener Zeit". Markant war ihre Unfähigkeit, dieses Chaos zu ordnen. Jedesmal wenn in unseren Gesprächen das "Setting" zu eng war, verminderte sich die Intensität des Kontaktes. Die angstbesetzte Erfahrung der Grenzenlosigkeit bewirkte andererseits einen ausgeprägten Appell an mich nach Eingrenzung und Struktur, die die Klienten selbst zu Beginn unserer Zusammenarbeit nicht herstellen konnten. Ich sollte diese vorgeben und "zum Retter" werden. Wenn ich im Beratungsprozeß an Hürden stieß, die sich den Klienten bei der Legalisierung, der Ordnung ihres juristisch bürokratischen Status entgegen stellten, eröffnete sich mir ein Labyrinth von Ländern, Städten, Ämtern, Sprachen und unterschiedlichsten behördlichen Verfahrensabläufen. Diese hatten die betreffenden Menschen schon ein Leben lang in ihrer Grundexistenz bestimmt und geprägt. Die Hinterfragung dieser "Hürden" im Prozeß, war gleichzeitig auch immer ein Hinterfragen der psychischen Disposition und der Traumata. Wochenlang drohte, daß ich dieses Wirrwarr übernehme oder versuche, es, zum "Retter" werdend, für die Klienten, zu entwirren. Erst nachdem ich das erkannte und in meinem tiefsten Inneren davon berührt war, dieses Gefühl zuließ und in meine eigene Entwurzelungsgeschichte hineinging, überwand ich die Aporie. Die Frage der Bestimmung des "Settings" in seiner Öffnung und/oder Starrheit war für mich hierbei ein wichtiger Leitfaden und Indikator in der Arbeit. Eine eindeutige Antwort fand ich nur in meiner Sensibilität, in der Wahrnehmung des "gerade richtigen" Maßes an Offenheit oder Geschlossenheit in der Festlegung der Rahmenbedingungen. Diese gingen von vollständiger Unbestimmtheit, ohne jegliches Aushandeln von Grenzen und Modalitäten, bis zur strikt einzuhaltenden Terminvergabe in meinen Räumen und zu meinen klaren und eindeutigen Bedingungen. Eines der wichtigsten Kriterien bei der Wahl der Methoden und bei der Entscheidung über die Intensität des Geschehens, des Prozesses, waren der Einblick in und die Wahrung der Integrität des Klienten und meiner eigenen Person.

Eingrenzung und Zentrierung

Zu Beginn der Erarbeitung dieser Thematik dachte ich mir einen sehr breiten Focus. Im prozessualen Verlauf der Arbeit präzierte ich meinen Blickwinkel, mein Blick schärfte sich, ohne daß ich dabei das Gefühl für größere Zusammenhänge verlieren mußte. So befand sich zum Beispiel die Fragestellung, ob die Möglichkeit/Unmöglichkeit des Zurückkehrens an den "Geburtsort" sich auf die Eingangsbedingungen und den Entwicklungsprozess in der Klientenarbeit beeinflussend auswirkt, stets in meinem Blickfeld, sie findet aber keinen expliziten Ausdruck in der nun vorgelegten Arbeit. Die Gespräche und Arbeiten im Kontext des sogenannten "Jiddischland", mit den Menschen meiner eigenen jüdischen Kultur, die in ihrem Leben mehrere Transkulturationen und Veränderungen ihrer sprachlichen Realitäten erlebten,

halfen mir, mich selbst im Dialog und im Thema zu definieren, finden aber ebenso keinen eigenständigen Niederschlag im vorliegenden Text. Dies gilt auch für mein Arbeiten mit zwei Deutschen, die schon sehr lange in Brüssel leben, bzw. jetzt "für immer" dort leben. Das "ressourcen-orientierte Arbeiten" und Erkenntnisse über die Chancen und Kräfte, die eine Entwurzelung mit sich bringen kann, fanden hier eine starke Ausprägung. Bei Nachfrage bin ich gerne bereit, auch diese Arbeitsschritte vorzustellen.

Resumee:

Es geht in dieser Arbeit um die Phänomene Entwurzelung und Suche nach Identität im gestaltpädagogischen Prozeß. Es geht um meinen Umgang im beraterischen Prozeß mit den Phänomenen Entwurzelung und Identität; um meine Ansätze, gestaltpsychologische Methoden in der Beratung von und der Arbeit mit entwurzelten Klienten auf der Suche nach ihrer Identität zu nutzen. In der Arbeit mit drei Klienten, die alle drei auf unterschiedliche Weise Entwurzelung erfahren und darunter leiden, konnte ich feststellen, daß im Rahmen eines gestaltpädagogisch orientierten Beratungsprozesses Wege zu einer Veränderung im Denken und Wahrnehmen der Klienten gefunden werden konnten. Indem ich in dieser Beratungsarbeit ressourcen-orientiertes Arbeiten, Fühlen und Wahrnehmen, Nähe-Distanz Übungen, bio-energetische Atemübungen, das Erstellen von Lebenslinien, "Reframing" und/oder das "einfache Gespräch", das schlichte "Sein", als Methoden einsetzte, gelang es, bei den Klienten Energien wieder fließen zu lassen und damit Veränderungen auf den Weg zu bringen.

Expertengespräche

Gespräch mit Annette Rabe-Rachman, Ansprechpartnerin der Beratungsstelle für Flüchtlinge des Caritas Verband in Köln

Die Flüchtlinge erleben immer eine Phase der Retraumatisierung durch Umstände, in denen sie an ihre Situation vor und während ihrer Flucht erinnert werden. Sie fühlen sich durch den bürokratischen Aufwand erneut wie Objekte behandelt. Allein die gängige Praxis der Verteilung auf verschiedene Bundesländer entmündigt sie und führt zu einer "Unmöglichkeit des Wurzelschlagens". Der Schwebezustand, in dem sie sich befinden, belastet sie außerordentlich. Sie leiden darüberhinaus unter Schuldgefühlen ihrer Familie gegenüber, die ihnen die Flucht ermöglicht hat, das heißt, sie finanzierte - häufig mit dem expliziten Auftrag, den Rest der Familie nachzuholen. Es handelt sich vorwiegend um Männer, die dann in ihrer männlichen Identität als "Starke" und "Ernährer der Familie" zerbrechen. Der Verlust des eigenen Prestiges wird als sehr schmerzlich empfunden. Die Frauen sind fast alle durch Vergewaltigungen und Mißhandlungen erheblich traumatisiert. Erschwerend kommen die sehr beengten Wohnverhältnisse hinzu, in denen die Menschen nun in Deutschland leben müssen. Es kommt bei vielen Flüchtlingen zu einer erheblichen Diskrepanz zwischen Wunsch und Realität. Die "gesund" gebliebenen Persönlichkeitsanteile werden schließlich auch noch zerstört. Dies führt zu "Depressionen" und "starken psychosomatischen Störungen", zu einer "posttraumatischen Belastungsstörung". Diese zeigt sich durch Abspaltungen und Ausblendungen. Vordergründig stellen sich innere Unruhe und Nervosität ein, auch Fehlwahrnehmungen und regelrecht paranoides Empfinden. Männer und Frauen erleben die Fluchtsituationen sehr unterschiedlich. Die geschlechterspezifische Rollenerziehung und -Verteilung läßt Männer und Frauen die Situationen qualitativ anders verarbeiten und bewältigen. Menschen, die vor ihrer Folter- und Fluchterfahrung schon in der Illegalität gearbeitet haben, bewältigen ihren Alltag besser und einfacher. Für sie gibt es wenigstens einen scheinbar objektiven Grund für ihre schwierige Situation und eine Motivation, weiter zu kämpfen. Zerfällt dann aber z.B. die Organisation, in der die Flüchtlinge im Heimatland aktiv gewesen sind, oder erkennen die Menschen die Ideologie ihrer politischen Organisation als falsch, kommt es bei den Flüchtlingen zu schweren Brüchen

mit der eigenen Geschichte und dem eigenen Selbstverständnis. Dazu kommt: In der jeweils anderen Kultur wird Schmerz körperlich unterschiedlich lokalisiert und hieraus entstehen unterschiedliche Somatisierungen. Die Arbeitsmethoden der Caritas Beratungsstelle für Flüchtlinge sind systemische und familientherapeutische, ergänzt durch Tanztherapie und ähnliche Ansätze. Es gilt immer wieder, betont Frau Rabe-Rachman, die jeweilige Realität mit dem Helferkreis und den Klienten gemeinsam abzuklären. Wichtig ist vor allem, an die noch gesund gebliebenen Anteile der Betreuten anzuknüpfen, und den Menschen Wertschätzung zukommen zu lassen. Es muß in der therapeutischen Arbeit zu einer Entlastung von Schuldgefühlen und Traumatisierungen kommen.

Ein weiteres Expertengespräch fand mit Bernd Muhsal, Sozialarbeiter im LKH-Merheim statt, der zum Teil mit einer ähnlichen Fallproblematik betraut ist. Er bestätigte weitgehend wichtige Ergebnisse meines Gesprächs mit Annette Rabe-Rahman. Ein Informationsgespräch führte ich mit Norma Korbella, niedergelassene Gestaltherapeutin mit einem multikulturellen Schwerpunkt. Wichtige Hinweise erhielt ich auch von Birgit Nawrath und Bertold Mohr, meinen Lehrtherapeuten. Diese Gespräche halfen mir, und ihre Ergebnisse fanden hier und dort Eingang in die Arbeit. Ich möchte hier meinen Gesprächspartner/inne/n ausdrücklich dafür danken.

Fallbeispiele

Reza: "Angst essen Seele auf!"

Reza spricht kaum, und wenn, dann in einem guten Deutsch mit einem leichten bayrischen Akzent. Er hat fast katatonen Bewegungsabläufe. Er ist 44 Jahre alt, arbeitsunfähig und wohnt in einem Wohnheim mit sozialpädagogischer Betreuung. Dort hat er ein Einzelzimmer. Äußerlich erscheint er mir sehr heruntergekommen, auch körperlich vernachlässigt. Wir sitzen erst einmal nur am Couchtisch und trinken Kaffee und Tee. Die paar Brocken Farsi (Persisch), die ich noch spreche, beziehen sich ohnehin auf das Kaffee- und Teetrinken, auf "Guten Tag" und "Auf Wiedersehen". Ich benutze meine Sprachkenntnisse aber immer wieder als "Anker", als Gesprächsanlaß. Ansonsten herrscht Schweigen. Ich halte das Schweigen gut aus. Es ist nicht bedrückend oder beklemmend. Zu unserem vierten Treffen nehme ich meine alte Reisekarte des Iran mit. Wenn er nicht mit mir spricht, dann will ich ihm doch erzählen, wo ich überall damals im Iran gewesen bin. Plötzlich scheint der Damm zu brechen. Er beginnt mit mir zu sprechen und wird richtig lebhaft. Intuitiv und aus meinem Eigenen schöpfend, habe ich einen "Angelhaken" gefunden.

Reza ist 1955 in Teheran geboren, im Norden der Stadt; allein schon dadurch wächst er in einem gutbürgerlichen Milieu von Anhängern des Kaiserhofes auf. Seine Eltern sind beide Lehrer. Mehr erfahre ich nicht über sie. Auch ob er Geschwister hat, erfahre ich nicht. In Deutschland lebt er seit 1980. Er mußte also kurz nach der Machtergreifung Khomeinis das Land verlassen. Auch über die Fluchtumstände erfahre ich nichts. Äußerst blumig in seinen Erzählungen wird er, als ich von meinen Reisen im Iran berichte und er mir von mehreren Orten erzählen kann, die er selbst auch kennt. Ich hole ihn in das Hier und Jetzt zurück. Er erzählt mir von seinem Werdegang in Deutschland. Zuerst lebt er in Bayern, erhält dort auch Asyl. Hier erzählt er nichts von der Landschaft und Umgegend. Er hat nur das "Lager" und den Weg zur Arbeit wahrgenommen. Seine Worte werden karg, er spricht stockend. Zum Zeitpunkt seines psychischen Zusammenbruchs arbeitet er in einem metallverarbeitenden Betrieb. Der Krach während der Arbeit habe in ihn diesen Zustand gebracht. Manchmal, in Situationen des psychischen Druckes, kann er nur drei, vier Meter gehen, bleibt dann stehen und ist wie bewegungslos, kataton. Ähnliches geschieht, wenn er spricht. Plötzlich reißt sein Redefluß ab und er bleibt stehen, verstummt. Einen möglichen Schlüssel hierzu, bekam ich erst in der Caritasberatungsstelle für Flüchtlinge (Siehe Kapitel: "Expertengespräche"): Das sei häufiger bei

ehemals Inhaftierten und Gefolterten festzustellen. Die Zellen, in denen sie eingesperrt und gefoltert worden sind, seien eben nur so lang und so breit gewesen. Ich suche nach einem erneuten Anknüpfungspunkt zu seiner Vergangenheit und schlage ihm vor, die Zinnen von Isfahan zu malen. Er steigt sofort darauf ein. Auf weißen Din-A-3 Blättern malt er mit Bleistift die Zinnen der Paläste von Isfahan. Nach zehn Minuten stockt sein Malen. Er ist blasser als zu Beginn der Sitzung. Auf meine Nachfrage, warum er denn stocke, erzählt er mir über den Blick aus seinem Gefängnisfenster und weint dabei. Die Schönheit der gemalten "Skyline" steht in krassem Widerspruch zur Brutalität ihrer Nutzung. Der Krampf löst sich. Wir schweigen wieder zusammen, trinken Tee. Ich beende die Sitzung, als ich spüre, daß er sich stabilisiert hat. Nach sechs Sitzungen, gibt es eine Pause von sieben Wochen. Wir treffen uns auf seinen Wunsch wieder, diesmal in seinem Wohnheim. Es geht ihm besser, sehr viel besser, ist meiner erster Impuls. Er ist schlicht, aber sauber gekleidet. Seine Bewegungen sind fließend. Wir sprechen wieder über "unsere" alte Fragestellung: "Wo ist denn seine Heimat?", und er sagt plötzlich mit einem unglaublich schönen Lachen im Gesicht: "Ich bleibe jetzt hier! Ich will gar nicht mehr zurück in den Iran. Seit ich mich dazu entschlossen habe, geht es mir sehr viel besser." Sehnsüchte und Heimweh habe er immer noch. Diese habe er aber letztendlich doch nur nach iranischen Lebensmitteln und Tee aus dem Samowar. Diesen könne er sich hier ja auch zubereiten. Er würde jetzt seine Energien dafür einsetzen, sich hier in Köln durchzusetzen. Innerlich bedauere ich das Ende der Beratungsgespräche. Er meint, daß er sein Ziel in der Beratung erreicht hätte. Wir beenden die Zusammenarbeit. Ich verliere ihn aus dem Blickfeld. Nach drei Monaten erfahre ich, daß er nachts einen Magendurchbruch gehabt hat und nur unter allergrößter Mühe das Krankenhaus erreichen konnte. "Angst essen Seele auf." Hätte ich nicht doch direkter den Gesprächsrahmen stecken müssen? Wo lag die Grenze zwischen Beratung, also den Klienten selbst entscheiden lassen, und "Bugsieren"? Mein Impuls war, mittels dosiertem Druck zu einer tiefergehenden therapeutischen Intervention zu leiten. Meine Erkenntnis ist: Ich bin nicht sein Retter. Im Bild des "Eies des Assagioli" wanderte ich auf der Außenhaut, immer auf der Hut, den beratenden Rahmen nicht zu überschreiten.

Ali: Vom Guerillero zum argentinischen Tangotänzer

Ali ist 40 Jahre alt und kommt aus dem kurdischen Irak. Er ist von kleiner Statur, muskulös und drahtig. Er hat ein ebenmäßiges Gesicht, schwarze Haare und ein gepflegtes Äußeres. Er machte vor zwei Jahren eine Bewegungs/Tanztherapie, die in der Beratungsstelle für Flüchtlinge des Caritas Verbandes in Köln angeboten wird. Ali bezieht die Unterscheidung zwischen Migranten und Flüchtlingen auch auf sich selbst: Migranten gehen (mehr oder weniger) freiwillig in ein anderes Land, Flüchtlinge, weil sie dazu gezwungen werden. Ali sagt von sich selbst, er sei "Flüchtling" gewesen. Jetzt sei er "Migrant". Durch den langsamen Prozeß von Legalisierung, Aklimatisierung und Integration wandelte sich sein Selbstverständnis und somit auch sein Begriff für den eigenen Status. Diesen Prozeß bezeichnet er als "therapeutisch". Ich schließe daraus, wie wichtig eine auch rechtlich kompetente Beratung im Gesprächsprozeß mit Menschen wie Ali ist. Ali sagt, der Durchsetzungsprozeß, den er ursprünglich unfreiwillig in Gang gesetzt habe, sei das eigentlich "Heilende" für ihn gewesen. Die Hoffnung, die er in "Therapie" gesetzt hat, war, daß diese ihn bei diesem Durchsetzungsprozess psychisch stützt und begleitet. Zwischenziel auf dem Weg zur innerlichen "Gesundung" war für ihn, daß er sich frei bewegen konnte, frei von behördlichen Einschränkungen. Jetzt erst verstehe ich seine Pantomime von vor zwei Jahren: Auf einem Fest hatte er eine Szene getanzt, in der ein Mensch sich von seinen Fesseln befreit. Dennoch, wirklich "frei" ist Ali noch nicht. Trotz der zehn Jahre, die seit seinen traumatischen Erlebnissen vergangen sind, hat er immer noch Angst- und Alpträume, die sich auf seine Zeit als Illegaler im Irak, auf seine Verfolgung und Flucht beziehen. Er hat bei sich und anderen das

Gefühl, daß diese Phänomene im Alter immer stärker werden. Er kommt ins Reden über traumatisierende Situationen. Als er von lebensgefährlichen Situationen im Kampf mit schwerbewaffneten irakischen Sicherheitskräften erzählt, strahlt sein Gesicht. Er hat ein großes Lachen in den Augen.

Bei unserem folgenden Treffen spreche ich ihn auf diese offensichtliche Widersprüchlichkeit an, und wir kommen sehr schnell ins Sprechen über seine immer noch bestehende Distanzlosigkeit zum Geschehen. Er wird schweigsam und nachdenklich. Einzelne Bilder scheinen ihm durch den Kopf zu gehen. Ich lasse ihn ein Bild festhalten, es wie ein Standphoto beim Film einfrieren. Er erzählt von der inneren Anspannung während dieser Zeit. Ich atme mit ihm und packe ihn an dem Satz "Es war eine Leistung, allein schon überlebt zu haben", den er bei der Standphotobeschreibung benutzte. Diese "Leistung" habe er doch vollbracht. Wir gelangen, gleiten quasi über zu Ressourcen und reichhaltigen Erfahrungen, die aus seiner Geschichte resultieren, und aus denen er jetzt schöpfen kann. Doch was ist, wenn Menschen mit einer derartigen Lebenserfahrung älter werden? Zwei Angaspekte treten bei Ali auf. Erstens, ohne feste Beziehung zu sein, zweitens im Älterwerden mittellos zu bleiben. Er beschreibt sich als ohne festes Einkommen und Arbeitsperspektive. Wenn dies dann bei ihm "hoch komme", sei er ein, zwei Tage "deprimiert". Ich mache ein "Reframing" mit ihm. Ziel ist es, das jeweilige Empfinden in eine andere Relation zur Realität, in einen neuen Rahmen zu bringen. Seine subjektive Realität ist, daß es für ihn, der Ausländer ist und auch so aussieht, aussichtsloser ist, Arbeit zu finden, als für "deutsch Aussehende". Als ich ihn darauf hinweise, daß ich ihn in den immerhin vier Jahren, die ich ihn kenne, noch nie arbeitslos erlebt habe, gelingt es ihm, diese Furcht zu relativieren. Im fortlaufenden Gespräch relativiert er auch seine Angst vor einer "Beziehungslosigkeit". In einem erneuten "Reframing" nutze ich den Spiegel im Raum und lasse ihn sich anschauen. Ich lasse ihn sich beschreiben. Er sieht sich einmal in der Rolle des Frauenhelden, des "argentinischen Tangotänzers". Danach beschreibt er sich in der Rolle des "Guerillakämpfers im befreiten Gebiet Kurdistans". "Du bist alle dieses, all diese Personen und Charaktere. Das sind alles deine Teilpersönlichkeiten", füge ich hinzu. Wir verlassen beide lachend und leicht das Gespräch und den Raum. Der Knoten ist geplatzt. In dem auf die Gespräche folgenden Kölner Karneval tritt Ali als "Argentinischer Tangotänzer" auf und leistet damit eine genuine Teilpersönlichkeitsarbeit.

Beim Hinterfragen meiner Nähe zur Technik des "Reframing" erkenne ich einen Teil meiner eigenen kulturellen Wurzeln. Die innere Logik entstammt einer gewissen jüdischen Philosophie, die nicht zuletzt aus der Dialektik Entwurzelung und Assimilation resultiert. Dieses "Das kann man so, aber auch anders sehen" bringt das subjektive Ich mit der Realität in eine Dialektik, deren Synthese der handelnde Mensch ist. Der Mensch wird durch einen veränderten Blickwinkel in die Lage versetzt, seine innere Haltung zur scheinbar grausamen Realität zu verändern und dadurch Kräfte zu mobilisieren um diese Realität wiederum ertragen, verändern und beeinflussen zu können, ein äußerst starkes "Top-Dog".

Juan: Das Mama-Mia-Syndrom

Juan ist 1959 in A. (Südspanien) geboren. 1963, im Alter von vier Jahren, kommt er mit seinen Eltern nach Köln. An die Zeit davor hat er keine Erinnerungen. Seine Eltern sind als Gastarbeiter hierher gekommen. Er ist vom äußeren Augenschein als "Südländer" identifizierbar. Sein Deutsch ist bis auf ein etwas rollendes "r" akzentfrei. Er legt Wert auf sein Äußeres. Juan kommt zu mir über das örtliche LKH. Dort war er vier Wochen mit der Diagnose manische Depression, Zyklotymie untergebracht. Äußerlich ist er sehr gepflegt. Er nimmt keine Medikamente mehr ein. Er leide unter Depressionen, sagt er mir. Er ertrage es nicht mehr, so antriebschwach zu sein. Er wisse nicht mehr ein noch aus und schon gar nicht, wohin. Er hat lange Jahre in der Gastronomie

gearbeitet. Jetzt arbeitslos und abhängig vom Krankengeld, habe er keine Zukunft mehr. Ich vereinbare mit ihm keine Termine. Er könne kommen, wann er wolle. Wenn ich dann gerade Zeit hätte und er mit mir sprechen wolle, könnten wir ja zusammen arbeiten. Ansonsten stünde es ihm frei, sich auch einfach nur in dem meinem Büro gegenüberliegenden Aufenthaltsraum aufzuhalten und mit den anderen Klienten Kaffee zu trinken und eine Zigarette rauchen. Mein Eindruck von ihm und meine daraus resultierende Arbeitsanleitung war es, daß er sich die Festigkeit und Rigidität unseres Settings selbst aussuchen und definieren solle (siehe: Kapitel Setting). Dies nutzt er in einer ersten Phase von drei Wochen weidlich und sucht die Nähe. Er ist jeden Tag zumindest im Aufenthaltsraum. Ich habe einen Unterdruck im Kommunikationssystem ausgelöst. Im Aufenthaltsraum spreche ich nur Deutsch mit ihm. Dies um weder ihn noch mich als "anders" gegenüber allen anderen im Raum wirken zu lassen. Durch ein "dosiertes" und bewußt eingesetztes Spanisch deute ich aber auch Nähe zu ihm an. Dies dann, wenn er sich wieder rar macht und mir gegenüber ablehnend erscheint. In zunehmendem Maße empfinde ich ihn jedoch als "klebrig". Er löst in mir eine regelrechte Unlust aus. Jetzt ist mir das entstandene Setting zu eng. Ich drohe zu verhärten. In den Einzelsitzungen, in meinem Büro, spreche ich jetzt häufiger deutsch mit ihm. Ich nutze den Wechsel von Spanisch zu Deutsch und umgekehrt, um das Maß an Nähe zu ihm zu dosieren.

In der dritten Einzelsitzung, nach vier Wochen, problematisiere ich mit ihm mein Unbehagen. Es kommt zum Konflikt. Auch diesen spreche ich an. Er macht sich rar. "Ich laufe ihm doch nicht hinterher", ist mein Impuls. Ich will aber keineswegs den Kontakt zu ihm verlieren, ihn auf alle Fälle halten und ihn dazu bringen, im Kontakt zu bleiben. Es ist fast, als würde sich ein Machtkampf zwischen ihm und mir entwickeln. Ich bleibe "gelassen" und beobachte meine inneren Impulse. In meinem Büro sitzt er immer sehr nah an mir dran. Er rückt seinen Stuhl nahe an meinen Schreibtisch. Meine Spanischkenntnisse sind nicht gut genug, um seinen Akzent identifizieren zu können. Ich frage ihn danach. In Spanien wird er wegen seines Sprachgebrauchs und seine Akzentes als "Deutscher" identifiziert. Es schmerze ihn, weder hier noch dort voll anerkannt und zugehörig zu sein. Nach dem Grund befragt, warum seine Eltern A. damals verlassen hätten, gibt er die Enge der dortigen Gesellschaft an. Erinnerungen an die Zeit damals habe er aber keine. Ich assoziiere sofort: "Francozeit". Dies wird er mir in der fünften Sitzung vorwerfen: "Hitler war ja schließlich auch Scheiße!". Ich hätte Spanien und ihm da nichts vorzuwerfen, sagt er mir auf Deutsch. A., seine Geburtsstadt, sei sehr viel schöner als deutsche Städte. Es sei dort viel wärmer und sonniger. Juan spricht auf spanisch mit mir weiter. Die Menschen dort seien sehr viel freundlicher. Er werde auch wieder dorthin zurückgehen und dort, genau wie hier, in der Gastronomie arbeiten, dort aber mit Erfolg. Dort bekäme er auf alle Fälle wieder Arbeit. "Dort" und "Hier", sein Körper schwankt hin und her. Beim Sprechen bäumt er sich gleichzeitig regelrecht hoch. Ich greife diesen Impuls auf, beschreibe ihm, was ich als Körperhaltung bei ihm sehe. Ich lasse ihn diese beiden Körperhaltungen nachspielen. Zuerst ziert er sich, dann macht er mit und sich selbst nach. Ich überspitze im Imitieren seiner Bewegungen sein Verhalten und er steigert sich in den Wechsel von Aufbäumen und Zusammensacken hinein. Durch ein Lachen über uns beide, löse ich die Situation auf. Hier stieß ich auf einen Anteil seiner Persönlichkeit, der mir "gesund", auf alle Fälle stolz und nicht depressiv erscheint. Ich frage ihn auf Spanisch, warum er nicht zurückgehe, wenn es dort doch so toll sei. Sofort fällt er wieder in sich zusammen und erläutert, daß er doch seine Eltern hier nicht allein lassen könne. Ich spüre: "Ich kann ohne meine Eltern nicht leben.". Insbesondere seine Mutter brauche ihn doch hier. Ich spüre: "Besonders abhängig bin ich von meiner Mutter." Zu seinem Vater habe er ein sehr schlechtes Verhältnis. Der sei sehr herzkrank und wolle ihn, den eigenen Sohn, zu Hause nicht mehr sehen. Er hat noch einen großen Bruder, der aber vollständig "gesund" sei und im Leben

gut zurecht käme. Ich höre: "Der hat's geschafft und ich nicht!" Er könne ja auch hier in Köln oder in der näheren Umgebung Kölns ein Restaurant aufmachen. Auch hier bäumt er sich im Gespräch auf und nimmt Haltung an. Er hebt jetzt regelrecht ab. Da gäbe es doch in Richtung Leverkusen ein Schloß mit einem Restaurant der allerersten Klasse. Das würde er übernehmen. Diese Haltung verfliegt allerdings sehr schnell, als ihm durch meine Nachfrage klar wird, daß er hierzu nicht das nötige Kapital habe. Ich erde ihn. Ab hier sinkt er wieder in sich zusammen. Auf seine veränderte Körperhaltung angesprochen, wird er sehr nachdenklich und schweigt dann. Beim Eingehen auf seine zumindest nicht depressiven Persönlichkeitsanteile, seine Kapazitäten und Ressourcen gerät er in regelrecht manische Euphorie. Er kann diesen Teil seiner selbst nicht eingrenzen, nicht ausgewogen damit umgehen. Hier liegt scheinbar der Zenit der manisch-depressiven Kurve. Ich bestimme ihm gegenüber den Rahmen unserer Zusammenarbeit. Wir handeln einen "Arbeitsvertrag" aus, der seine Anwesenheit in meinen Räumen und das Ziel seiner Entwicklung festlegt. Er will endlich "im Leben voran kommen und sich von seiner Depression befreien". Wir willigen beide dem Vertrag zu. Es kommt zu einer urlaubsbedingten Pause von drei Wochen. Er solle sich danach wieder bei mir melden.

Ich habe das Gefühl, daß es zu einem Zusammentreffen zwischen ihm und seiner Mutter in meinen Räumen kommen müsse und sollte, daß vorrangig ein systemisches Arbeiten notwendig wäre. Ohne mein explizites Zutun, ergibt sich diese Situation wie zufällig. Nach meinem Urlaub ist er mit mir im Gespräch. Die örtliche Polizeidienststelle hatte mich auf seinen Wunsch hin darüber informiert, daß es am Wochenende zu einer tätlichen Auseinandersetzung zwischen ihm und seiner Mutter gekommen ist. Er hatte versucht, seine Mutter zu erwürgen. Per Psych Kg. wird er in das zuständige LKH eingewiesen. Er hatte telefonisch bei mir um einen Termin anlässlich seines ersten "Freigangs" gebeten. Er hält sich pünktlich an die Terminvereinbarung, als es plötzlich läutet und seine Mutter vor der Tür steht. Die Adresse hat sie vom LKH Merheim bekommen. Die "Zufälligkeit" läßt mich erschauern. Ich erhole mich und hole mir durch Handschlag von beiden die Genehmigung zur Zusammenarbeit. Zielvorgabe an beide ist, daß wir herausfinden wollen, wieviel Nähe und wieviel Distanz jeder von ihnen zueinander brauche. Ich mache mit ihnen eine "Nähe-Distanz Übung". Im großen Raum, der außer zweier Stühle in der Mitte leer ist, bitte ich sie beide, zuerst die Mutter, dann den Sohn, Position zu nehmen. Ich verabrede absolutes Schweigen und Gewaltlosigkeit untereinander. Der Sohn solle beginnen, sich im Raum einen Platz zu suchen. Die Mutter solle sich danach positionieren. Gleichzeitig verspüre ich in mir selbst auch ein allerdings geringes, Maß an Angst vor der Situation. Ich befürchte eine erneute Tötlichkeit und/oder eine Situation, die ich nicht mehr kontrollieren könne. Meine innere Stimme sagt mir, daß ich "es" schaffen kann, aber auch, daß ich es schaffen müsse. Ich vermittele mein eigenes inneres Gefühl der Sicherheit in meinen Räumen an alle Beteiligten. Dieses "es", das da zu schaffen ist, aber auch geschafft werden muß, wird mich ständig in der sich entwickelnden Situation begleiten. Ich werde hellwach dadurch. Meine Wahrnehmung wird stark. Sobald sie den richtigen Abstand zueinander gefunden haben, noch stehend, gebe ich ihnen die Stühle. Ich suche mir auch einen Platz und spüre nach meinem Gefühl zu Nähe und Distanz. Sie setzen sich. Ich frage beide, ob der gefundene Abstand der "richtige" sei. Er beträgt jetzt in einem Raum von insgesamt drei Metern Breite und fünf Metern Länge ca. 90 cm. Mir kommt es auf alle Fälle nah vor. Der Findungsprozeß hat sechs Minuten gedauert. Ich lasse sie beide erzählen, was sie während dieser Zeit verspürt haben. Beide erzählen von ihrer "Angst vor der Nähe", "aber auch vor der Distanz". Ganz klar und deutlich ist die jeweilige Gefühlslage differenzierbar für alle Beteiligten und ausgesprochen. Die Mutter spricht davon, daß "sie" "es" und dabei betont sie dieses "es", doch auch geschafft hätten. "Sie" heißt: "mein Mann, sein Bruder und ich", ergibt sich auf meine Nachfrage hin. "Nur Du nicht, warum?", fragt die Mutter

vorwurfsvoll ihren Sohn. Bei meiner Nachfrage was genau "es" sei, sagt die Mutter, "hier zu leben und reich zu werden", hier in der Fremde das zu erreichen, was in der Heimat nicht erreicht wurde und schließlich "in der Fremde gar nicht mehr als Fremder aufzufallen". Die Körperhaltung des Sohnes verändert sich von aufrecht, zu Beginn des Gespräches, bis zu vollständig zusammengesackt bei dem Vorwurf, "es" nicht geschafft zu haben. Juan sagt, er fühlt sich erdrückt und atemlos. Er fühle den Druck auf der Brust. Seine Mutter fühlt ihn im Unterleib. Ich selbst spüre die Belastung stark in den Schultern und drohe zu konfluieren in Erinnerungen an den Druck, dem meine Eltern und ich ausgesetzt waren, als wir nach Brüssel zogen. Ich beende die Sitzung und erzähle von meinen Empfindungen in der letzten Stunde. Ich löse die Arbeit mit einem erneuten und wiederum per Handschlag besiegelten Einverständnis und Abkommen auf. Beide beschließen, sich in den nächsten zwei Monaten weder zu sehen noch zu kontaktieren. Absolute Distanz, um überlegen und atmen zu können. Ich schließe mich hier mit ein. Die Heftigkeit des Geschehens erfordert auch für mich Distanz. Wenn es für den Sohn oder die Mutter allerdings zu einer bedrohlichen Situation kommen würde, könne ich ihnen erneut einen geschützten Rahmen bieten. Er allein könne entsprechend unseres Vertrages nach Vereinbarung wieder kommen. Sehr genau beobachte ich, ob ich ihnen nicht etwa doch einen "Ratschlag" gegeben habe. In der Beratung ließ ich ihnen alles offen, außer Gewalt gegeneinander. Ich förderte nur die Kommunikation zwischen beiden.

In der folgenden Sitzung eine Woche später, erarbeite ich Lebenslinien mit Juan. Diese erscheinen mir als zuerst nur wenig ergiebig. Von der Geburt an steigt seine Kurve steil ins Positive und hat einen Gipfel mit 14 Jahren. Dann fällt sie tief ins Bodenlose, Negative. Die Zeit danach ist eine Folge von kleinen Erhebungen und wenig tiefen Tälern. Das ist seine erste Zeit in der Psychiatrie. Alles erscheint ihm auf dem niedrigsten psychischen und emotionalen Niveau, abgeflacht, und nur geprägt von kurzen Stimmungsverbesserungen, sowie sofort wieder eintretenden flachen depressiven Phasen. In der Nachbesprechung der Kurve erzählt er mir, daß er zu Beginn seiner Pubertät an allem zu zweifeln begann. War er ein Mann oder eine Frau? War er Spanier oder Deutscher? Wollte er zurück nach Spanien oder weiter in Köln leben? Die Zweifel trieben ihn in die Verzweiflung und schließlich in die Psychiatrie. Erstaunt stelle ich fest, daß ihn das Erstellen der Lebenslinien sehr viel zugänglicher gemacht hat, also ein guter "Angelhaken" ist. Auch hier treffe ich wieder auf meine Zielsetzung, durch Beratung Kommunikation zu fördern und so den Fluß der Energien und des Geschehens wieder möglich zu machen.

In der siebten Sitzung mache mit ihm eine Atemübung. Ich bin dabei sehr vorsichtig. Eine Kollegin assistiert mir als Beobachterin. Obwohl wir über die Möglichkeit einer Traumreise gesprochen haben, erkläre ich Juan, daß ich mit ihm keine vollständige Traumreise, sondern erst einmal eine 15-minütige Atem- und Entspannungsübung machen werde. Für eine richtige Traumreise empfinde ich ihn als zu wackelig. Ich klopfe sein Vertrauen in den Prozess und in mich ab. Zuerst atme ich mit ihm. Meine Stimme und meine parallel zu ihm sich entwickelnde Atmung läßt ihn sehr schnell sich beruhigen und entspannen. Obwohl er schon vorher deutlich zum Ausdruck gebracht hat, daß er große Schwierigkeiten habe, die Augen zu schließen, folgt er mir und schließt die Augen. Auf dem Hintergrund dieses Hinweises gehe ich sehr vorsichtig mit der Situation um. Ich übersetze seinen Hinweis mit der Botschaft an mich, daß er sich nicht fallen lassen könne und respektiere dies. Ich sage ihm, er solle die Augen schließen, als ich spüre, daß ihn der Blickkontakt zu mir schwindlig werden lässt. Gleichzeitig empfinde ich den Blickkontakt zu ihm als sehr intensiv. Im Nachgespräch bestätigt er meine Wahrnehmung. Ihm sei während des Blickkontaktes regelrecht schwindelig geworden. Er habe das Gefühl gehabt, ich halte ihn dadurch fest. Er selbst wollte abfliegen, erzählt er mir. Ich begleite ihn an den Rand eines Tales,

lasse ihn die Umwelt spüren, riechen, hören und dann wieder davon Abschied nehmen. Er öffnet die Augen und erzählt, daß er eine so wohlige Wärme wie eben schon lange nicht mehr verspürt habe. Dies besonders in den Armen und dem Bauch. Vielleicht habe er das zum letzten Mal in A., seiner Geburtsstadt so wahrgenommen. Er sei damals 15 Jahre alt und in den Sommerferien bei seinen Großeltern gewesen. Die Großmutter habe ihn versorgt und mit Wärme und Nähe umgeben. Das habe, als er mit Ende der Sommerferien wieder nach Köln zurück kehren mußte, schlagartig aufgehört. Seine eigene Mutter sei zu dieser Wärme und Hingabe nicht in der Lage gewesen. In der Literatur finde ich einen Querverweis auf das "Mama- Mia-Syndrom"². Dieses beschreibt ein für "Gastarbeiterfamilien" aus dem Mittelmeerraum und die Mütter aus diesen Familien typisches Psychosyndrom. Die aus der eigenen Kultur stammende Versorgungshaltung der Mütter steht im Spannungsfeld des ökonomischen Druckes, in dem neuen Land viel arbeiten zu müssen, um "es zu schaffen", und sich deshalb nicht so zeitintensiv um die Kinder kümmern zu können, wie es der eigenen kulturellen Anforderung angemessen wäre. Dies führt bei den Eltern, insbesondere bei den Müttern zu einem "Overprotecting-Verhalten", gepaart mit einem äußerst schlechten Gewissen. Ein Bild für einen klassischen "Doublebind". Ich lasse Juan aus der Konzentration zurückkommen und sich ausschütteln. Zurück im Hier und Jetzt sagt er mir, es ginge ihm sehr gut und er habe in den letzten 15 Minuten verstanden, daß er seine vorhandenen Energien wohl falsch einsetzen würde. Er würde sich wohl viel zu schnell auspowern. Er könne sich da nicht bremsen und kontrollieren. Dies sei ihm beim Fühlen seiner eigenen Atemstöße bewußt geworden. Wenn er Energien habe, würde er diese dann viel zu schnell und intensiv verausgaben. Ich verspreche, darüber weiter mit ihm zu arbeiten. In der Sitzung darauf, eine Woche später, eröffnet er mir, daß er im Leben eigentlich doch nur Wärme und Nähe suche. Das sei ihm seit der Atemübung mit mir bewusst geworden. Zwischenzeitlich sind seine Eltern für mehrere Wochen nach Spanien gefahren. Er erzählt mir, daß er das Gefühl habe, das würde ihm jetzt die Luft wegnehmen. Wir machen eine Atemübung. Ich lasse ihn in den Bauch atmen. Er merkt, daß er sich selbst dabei steuern und beeinflussen kann, Wärme in seine Arme und Beine lenken kann. Er ist selbst und eigenständig. Dieses Gefühl möchte er behalten.

Abschließende und weiterführende Gedanken:

Das mir sich eröffnende Arbeitsfeld ist enorm weit und gleichzeitig durch die derzeitigen soziopolitischen Bedingungen, in denen Unworte wie das der "ethnischen Säuberung" entstehen, äußerst brisant. Letztendlich ist der handelnde Mensch immer in der Lage, selbst zu bestimmen und zu definieren, wer er ist und woher er kommt, er steht aber im Dialog zunehmend Kräften gegenüber, die ihm dies zuschreiben ob er es will oder nicht. Eine Spezialisierung auf dieses Gebiet, das heißt, auf die Beratung von und therapeutische Arbeit mit Entwurzelten auf der Suche nach ihrer Identität wäre meines Erachtens nach sinnvoll und wünschenswert. Neben der gestaltpsychologischen Qualifikation wären für eine qualifizierte Arbeit auf diesem Gebiet zumindest ansatzweise persönliche Erfahrungen mit der Problematik und sowohl sprachliche als auch kulturbiographische Vorkenntnisse erforderlich. Die angesprochene Klientel ist allerdings kaum in der Lage, eine Beratung oder gar eine Therapie zu finanzieren. Die bestehenden örtlichen Institutionen, in deren Arbeitsrahmen eine derartige Intervention finanzierbar wäre, sind nur bedingt zu einer Kooperation bereit, obwohl die betroffenen Menschen diese Intervention dringend bräuchten.

Die Beschäftigung mit der auftretenden Problematik hat meinen Blick auf sowohl das Gesamte, als auch auf das sehr individuell Spezifische geschärft und mir ganz neue Arbeitsperspektiven

² Siehe: SIRISKI, Ivanka: "Hören Sie Stimmen?" "Ja, ich höre Sie sehr gut!", in: Beiträge zur Migrationspsychiatrie im Rahmen der 38. Gütersloher Fortbildungswoche 1986

eröffnet. Ich danke allen, die mir dabei geholfen haben.

Literatur

HELLINGER, Bert: Ordnungen der Liebe, Paderborn ((Junfermann-Verlag) 1955

RAHM, Dorothea und OTTE, Hilka: Die fünf Säulen der Identität in: dies.: Einführung in die integrative Therapie, S. 464, Paderborn (Junfermann Verlag) 1995

ROLLO, May: Liebe und Wille, Köln (Edition Humanistische Psychologie) 1988

VAN QUEKELBERGHE, Renaud: Klinische Ethnopsychologie, Heidelberg (Roland Asanger Verlag) 1991

BUBER, Martin: Ich und Du, Stuttgart (Reclam) 1995

ASSAGIOLI, Roberto: Die Schulung des Willens, (Junfermann-Verlag) Paderborn 1994

ASSAGIOLI, Roberto: Psychosynthese, Paderborn (Junfermann-Verlag) 1992

PEARLS, Frederick S., HEFFERLINE, Ralph F., GOODMAN; Paul: Gestalt-Therapie, Stuttgart (Verlag Klett-Cotta) 1992

SIRISKI, Ivanka: "Hören Sie Stimmen?" "Ja, ich höre Sie sehr gut!", in: Beiträge zur Migrationspsychiatrie im Rahmen der 38. Gütersloher Fortbildungswoche 1986, Gütersloh (Verlag Jakob van Hoddis-Verlag) 1987

PIPER, Marie: Die intakte Familie, München (Heine-Verlag) 1990